Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 10 (1920)

Heft: 41

Artikel: Die missbrauchten Liebesbriefe [Fortsetzung]

Autor: Keller, Gottfried

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-641845

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 41 — X. Jahrgang | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern | Bern, den 9. Oktober 1920

Müde.

Von G. Falke.

Ein kühler Hauch. Die Linde träumt,
Und letztes Licht den Himmel säumt.
Ein Wölkchen schwimmt durchs Abendrot,
Aengstlich, wie ein verirrtes Boot.

Der Strom der Gassen braust und braust
Tief unten, ein verworrener Laut,
Da hastet noch, und will nicht ruhn,
Das Leben hin auf heißen Schuhn.

Mir ist die Seele wie ein Blatt,
Das sich im Sommer sonnte satt,
Und löst nun, so verlischt ein Traum,
Sich leise ab von seinem Baum.

Die mißbrauchten Liebesbriefe.

Von Gottfried Keller.

Bald darauf kam eine andere Frau, welche über eine böse Nachbarin klagte; dann kam ein alter Bauer, der sich das Schnupfen abgewöhnen wollte, weil er es für Sünde hielt; Wilhelm sagte, er solle nur fortschnupfen, es sei keine Sünde, und dieser lobte und pries den Ratgeber, wo er hinkam. Endlich verging kaum ein Tag, wo er nicht solchen Besuch empfing, und alle möglichen moralischen und häuslichen Gebrechen enthüllten sich vor ihm. Am meisten besuchten ihn Mädchen und Weiber, um geheime Briefe von ihm schreiben zu lassen, welchen sie eine besondere Wirkung zutrauten, und sogar abergläubische Leute kamen, denen er gestohlene oder verlorene Sachen wieder verschaffen oder geheimnisvolle Mittel gegen körperliche Uebel oder am Ende gar weissagen sollte. Das wurde ihm denn doch lästig und bedenklich, und er suchte die Bittsteller mit Scherzen oder barschen Worten abzuweisen. Allein nun hieß es erst recht, er habe seine Mucken und stehe nicht jedem Rede, woran er ganz recht tue. Am liebsten verkehrte er mit Kindern, die in der Schule nicht fortkamen und deren man ihm häufig brachte, so daß sie nachher allein kommen konnten. Mit diesen gab er sich liebevoll ab und war froh, öfter eines oder mehrere um sich zu haben. Er brachte fast alle ins Geleise und erwarb sich dadurch Dank und Ansehen und unter den Kleinen eine große Anhängerschaft, die ihn an schönen Sonntagen manchmal in ganzen Scharen besuchte und ihm kindliche Geschenke brachte, z. B. jedes einen schönen Apfel, so daß alle zusammen ein Körbchen voll gaben, oder jedes zehn Nüsse, so daß sich eine Lade damit füllte. Sie mußten dann singen und er geleitete sie eine Strecke weit heimwärts.

Von diesen Taten hörte auch Frau Gritli häufig erzählen und sie nahm lebendigen Anteil, ohne es merken zu lassen. Sie war sehr neugierig und wünschte eifrig, seine Wirtschaft selbst einmal zu sehen und ihn sprechen zu hören. Als eine auswärtige vertraute Freundin sie für einige Zeit besuchte, um ihr die Tage verbringen zu helfen, beschlossen die beiden, zu dem Einsiedel zu gehen. Sie verkleideten sich in junge Bäuerinnen, färbten ihre Gesichter mit vieler Kunst und verhüllten überdies die Köpfe mit großen Tüchern. So machten sie sich an einem hellen Wintermorgen auf den Weg und bestiegen den Berg, der in seiner weißen Decke blendend vom blauen Himmel abstach. Als sie vor dem Rebhäuschen anlangten, standen sie still und betrachteten es neugierig und mit erstaunten Blicken. Denn es glitzerte und leuchtete wie lauter Kristall und Silber. Vom Dache hingen ringsherum große Eiszacken nieder mit feinen Spitzen, manche beinahe bis auf den Boden. Die Wetterfahne, die eisernen Verzierungen des Geländers, noch aus der Zopfzeit, und die Geißblattranken waren mit Reif besetzt, und das alles wurde von der Sonne mit sieben-

farbigen Strahlen umsäumt. Unter dem Vordache auf den Steinplatten wimmelte es von größern und kleinern Waldvögeln, die da ihr Futter pickten und lustig durcheinander hüpften; sie waren so zahm, daß sie kaum Platz machten vor den Füßen der Pilgerinnen und sich der Reihe nach auf das Geländer und vor das Fenster setzten. Jede der Frauen stieß die andere an, daß sie anklopfen sollte; die eine hustete, die andere kicherte, aber keine wollte klopfen. Doch wagte es endlich die Freundin, pochte nun so stark wie ein Bauer, und öffnete zugleich die Tür, mit patzigen Schritten eintretend.

Wilhelm saß über einem großen Buche mit Pflanzenbildern; er war nicht sehr erfreut über die frühe Störung, zumal er zwei junge frische Weibsbilder ankommen sah. Aber Aennchen, die Freundin, begann sogleich ein geläufiges Kauderwelsch, in welchem sie eine Anzahl Fragen und Anliegen bunt durcheinander vorbrachte. Sie wollte eine Rechnung über verkauftes Stroh berichtigt haben, gegen welches sie eine Zeitkuh eingetauscht, zog ein Papier voll gegossenen Bleies hervor und forderte die Erklärung desselben; dann sollte er aus ihrer Hand wahrsagen, Auskunft geben, wann es am besten Hafer zu säen sei, ob man im gleichen Jahre zweimal die Ehe versprechen dürfe, ob er nicht eine verhexte Kaffeemühle herstellen könne, in welcher ein Kobold sitze; ferner brachte sie ein dickes Bündel Hühner-, Enten- und Gänsefedern zutage und bat ihn, dieselben zu schneiden für Geld und gute Worte, sie wolle sie dann schon gelegentlich abholen; denn sie schreibe für ihr Leben gern, habe aber keine Federn; und endlich verlangte sie zu wissen, ob das neue Jahr gedeihlich zum Heiraten sein würde für eine ehrbare junge Bäuerin. Dies alles, Stroh, Zeitkuh, Hafer, Blei, Kaffeemühle, Kobold, Federn und Heirat, warf sie so behend und verworren untereinander, daß kein Mensch darauf antworten konnte, und wenn Wilhelm den Mund auftat, unterbrach sie ihn sogleich, widersprach ihm, sie habe nicht das, sondern jenes gemeint, und machte den ergötzlichsten Auftritt. In der Zeit stand Gritli da, die Hände unter der Schürze, und rührte sich nicht, aus Furcht, sich zu verraten. Sie beschaute sich eifrig Wilhelms sonderliche Behausung, welche inwendig noch märchenhafter aussah als von außen. Die Wände waren mit bemooster Baumrinde, mit Ammonshörnern, Vogelnestern, glänzenden Quarzen ganz bekleidet, die Decke mit wunderbar gewachsenen Baumästen und Wurzeln, und allerhand Waldfrüchte, Tannzapfen, blaue und rote Beerenbüschel hingen dazwischen. Die Fenster waren herrlich gefroren; jedes der runden Gläser zeigte ein anderes Bild, eine Landschaft, eine Blume, eine schlanke Baumgruppe, einen Stern oder ein silbernes Damastgewebe; es waren wohl hundert solcher Scheiben, und keine glich der andern, gleich dem Werk eines gotischen Baumeisters, der einen Kreuzgang baut und für die hundert Spitzbogen immer neues Maßwerk erfindet.

Das alles gefiel der Frau, welche von Viggi und seiner Kätter als eine platte und prosaische Natur verschrieen wurde, über die Maßen wohl; doch ließ sie zuweilen auch einen Blick über den Bewohner dieses Raumes gleiten, und derselbe gefiel ihr nicht minder. Er war in einen rötlichen Fuchspelz gehüllt, den ihm der Tuchscherer für den Winter gegeben; sein dunkles Haar war dicht und lang gewachsen, ein dunkles Bärtchen war auf seiner Oberlippe erstanden und der ganze Gesell hatte an selbstbewußter und freier Haltung gewonnen. Ein langes rotes Tuch, welches er lose um den Hals geschlungen trug, vermehrte noch die kecke Wirkung seines Aussehens, welche freilich kaum so keck gewesen wäre, wenn er gewußt hätte, wen er vor sich habe.

Aennchen machte aber ihre Sache so gut, daß er keinen Verdacht schöpfte und ein tolles Weibsstück zu sehen glaubte, begleitet von einer blöden und schüchternen Person. Als ihm der Handel endlich zu bunt wurde, unterbrach er die Schwätzerin gewaltsam und sagte: „Eure Rechnung über Stroh beträgt so und so viel, alles übrige ist dummes Zeug, das Ihr anderwärts anbringen mögt, liebe Frau!"

„So!" sagte Aennchen in köstlichem Tone, und Wilhelm: „Ja, so! Geht in Gottes Namen und laßt mich in Ruhe!"

„Auf die Weise!" erwiderte Aennchen, „aha! So so! Nun, so habt denn Dank, Herr Hexenmeister! und nichts für ungut! Behüt' Euch Gott wohl und zürnet nicht! Komm, Frau Barbel!"

Doch als sie bereits unter der Tür war, kehrte sie nochmals um und rief: „Ei, so hätte ich bald vergessen Euch den Gruß auszurichten! Oder hab' ich's schon getan?" „Nein, von wem?" „Ei, von einer gar feinen und hübschen Frau, Ihr werdet sie besser kennen als ich, denn ich weiß ihren Namen nicht zu sagen!" „Ich weiß nicht, ich kenne keine solche Frau!" „He, so besinnt Euch nur, sie wohnt an der Stadtmauer, ist nicht gar groß, aber ebenmäßig gewachsen und trägt den Kopf voll brauner Haarlocken wie ein Pudel! Da, die Barbel und ich haben ihr Eier gebracht, wir sagten, daß wir da hinaufgehen wollten, um uns wahrsagen zu lassen, und da war's, daß sie uns den Gruß bestellte!"

Wilhelm wurde hochrot, rief hastig: „Ich weiß nicht, wen Ihr meint!" und wandte sich stracks zu seinem Buche, ohne die Frauen weiter eines Blickes zu würdigen. So trollten sich diese davon und polterten in ihren schweren Schuhen mutwillig die Stufen hinunter.

Kaum waren sie außer dem Bereiche des Häusleins, so sagte Aennchen: „Höre, wenn ich nicht schon einen Mann hätte, so würde ich dir den wegfangen! Dies ist ja ein netter Kerl, obgleich er ein grober Lümmel ist!"

„Ach, er gefällt mir nur gar zu wohl," seufzte Gritli, „aber ich trau' ihm nicht! Er könnte trotz der soliden Manier, die er angenommen hat, leicht wieder ein verliebter Zeisig werden oder noch sein, der sich in alle Welt vergafft, und dann käme ich vom Regen in die Traufe. Man müßte ihn auf irgend eine Art auf die Probe stellen!"

„Nun, das kann man ja tun!" sagte die Freundin; sie berieten sich über den Weg, den sie einschlagen wollten, und Aennchen versprach, die Sache auszuführen, sobald der Winter vorüber sei. Da seufzte Gritli abermals und meinte: „Ach, das ist noch lange hin und im Frühling sollte es schon getan sein!"

Lachend erwiderte Aennchen: „Da kann ich nicht helfen, meine Liebe! Ich muß jetzt wieder zu meinem Mann; auch habe ich doch nicht Lust, durch diesen Schnee öfter in die Wildemannshütte zu klettern, so hübsch eingefroren

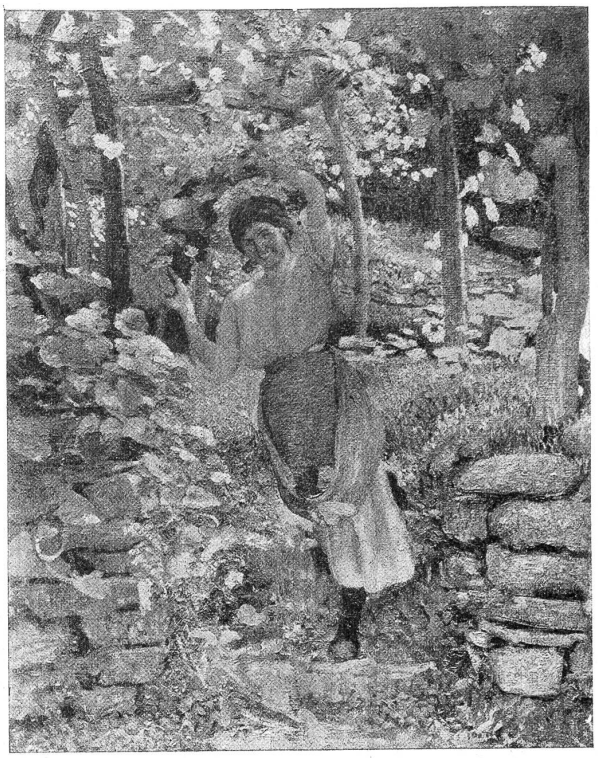
sie auch ist! Also Geduld! Sobald die Veilchen blühen, werde ich wiederkommen und deine Bergamsel probieren, aber auf deine Gefahr hin!"

Gritli fügte sich darein; sie verbrachte den Rest des Winters in größter Stille; aber der Schnee schien ihr nicht weichen zu wollen und sie schwankte manchmal, ob sie die Probe überhaupt anstellen und nicht lieber die Sache gleich zu Ende führen wolle. Da kam endlich der gewaltige Südwind und goß seine warmen Regenfluten schief über Berg und Tal hin. In eilender Flucht schmolzen die Schneemassen und Wasser sprangen von allen Abhängen, lachend, redend und singend mit tausend Zungen. Gritli lauschte dem Klingen, als ob es ein Hochzeitsgeläute wäre. Sobald die nächste Wiese trocken war, lief sie hinaus, um nach den Veilchen zu sehen; sie fand keines, dafür aber einige Schneeglöckchen, und als sie zurückkam, war dennoch die Freundin angekommen mit einem großen Koffer, worin sie das nötige Handwerkszeug für ihr Vorhaben mitbrachte.

Es war die vollständige stattliche Sonntagstracht einer Landfrau mit mehreren Stücken zum Wechseln, alles neu und zierlich, beinahe köstlich gemacht. Am ersten Sonntag in aller Frühe kleidete sich Aennchen mit Gritlis Hülfe sorgfältig darein und ließ ihrer Schönheit, die nicht gering war, mit übermütiger Berechnung den Zügel schießen. Ueber ein kurze Scharlachjuppe wurde eine genau so lange schwarze angezogen, so daß der Scharlach nur bei einer raschen Bewegung sichtbar wurde und das blendende Weiß der Strümpfe umso reizender erscheinen ließ. Rücken, Schultern und die runden Arme zeichnete eine knappe, braune, seidene Jacke vortrefflich und ließ die Brust frei, welche dafür mit einem Brustlatz von schwarzem Sammet bedeckt und mit dergleichen Bändern eingeschnürt war, die durch silberne Haken gingen. Ueber der Stirn wurden einige kokette bäuerliche Löcklein gebrannt; das übrige Haar hing in dicken Zöpfen fast bis auf die Erde und endigte in breiten, mit Spitzen besetzten Sammetbändern. Mit jedem Stück, das sie der lachenden Freundin nesteln half, wurde Frau Gritli ernsthafter und besorgter, und als endlich die Uebermütige ganz geschmückt war und sich in bewußter Schönheit spiegelte, bereute jene die ganze Erfindung und erhob allerlei Bedenklichkeiten. Doch sie wurde nur ausgelacht und Aennchen rief: „Was man tun will, das soll man recht tun! Willst du deinen Waldbruder mit einer Vogelscheuche versuchen? Dergleichen Heilige hatten von je einen besseren Geschmack!"

Da meinte Gritli, sie sollte wenigstens die weißen Strümpfe mit schwarzen wollenen vertauschen, es sei noch kühl und feucht! „Dafür hab' ich starke Schuhe," sagte Aennchen, „die Waden erkältet keine Frau, das weißt du wohl, mein Schatz!" „Jedenfalls mußt du den Hals besser verwahren!" bat die Besorgte noch kläglich und die Unverbesserliche antwortete: „Da hast du recht! Gib mir jenes seidene Tüchlein, ich kann es nachher in die Tasche stecken, sobald ich an die warme Sonne komme!"

Dann öffnete sie das Fenster und guckte in die Sonntagsfrühe hinaus; es war noch alles still und die Zeit schien günstig, rasch hinwegzuhuschen. Allein Gritli hielt sie mit dem Frühstück so lange als möglich auf und brockte ihr alle



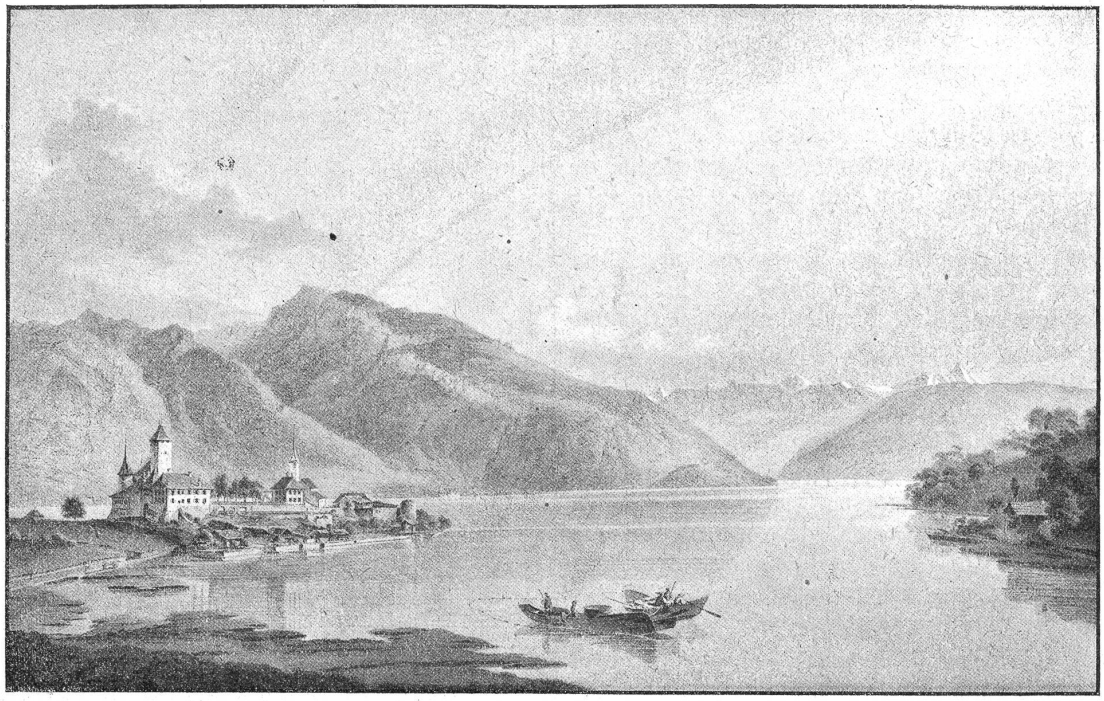
Berta, Lugano. **Weinlese, Edoardo.**

möglichen Lieblingsbissen vor, um den Augenblick hinauszuschieben; dennoch erschien er, und als Aennchen nun ging, brach die Bekümmerte in Tränen aus. Da kehrte jene mit großen Augen um und sagte ernsthaft: „Nun, du närrisches Ding! wenn du wirklich meinst, es sei nicht zu trauen, so lassen wir's einfach bleiben! Entscheide dich! Ich bin bald wieder umgekleidet!"

Gritli weinte heftiger, aber sie kämpfte mit sich und rief dann entschlossen: „Nein, geh nur und tu, was du für gut findest! Es muß ja sein!"

Frau Aennchen ging also wohlgemut durch das Frühlingsland und badete unternehmungslustig ihre Gestalt in der glänzenden Luft. Ihre Röcke schwangen sich hin und wieder, daß der rote Scharlachsaum bei jedem Schritt aufleuchtete; im Arme trug sie einen frischgebackenen Eierzopf und eine Schiefertafel in ein weiß und blau gewürfeltes Tuch gewickelt. Dergestalt erreichte sie das Rebhäuschen; diesmal klopfte sie nur mittelmäßig stark an die Tür und trat mit gutem Anstand in die Stube. Wilhelm erkannte sie nicht sogleich, war aber betroffen über die anmutvolle Erscheinung. Er kochte eben seinen Sonntagskaffee, welcher angenehm durch den Raum duftete. Aennchen machte einen zierlichen Knicks und sagte: „Da komme ich gerade recht! Habt Ihr meine Federn geschnitten, Herr Hexenmeister? Ich will sie abholen; und hier habt Ihr auch eine kleine Gabe für Eure Mühe, nur um den guten Willen zu zeigen!" Damit entwickelte sie das Gebäck, das sie trug, und legte es auf den Tisch.

„So könnt Ihr das Geschenk wieder mitnehmen," erwiderte Wilhelm, „denn Eure Federn sind nicht zum Schreiben und ich habe sie weggeworfen!" „So? nun, da muß ich mir Federn in der Stadt kaufen; aber das



Kunstmuseum Bern. H. Rieter — Spiez.

tut nichts, ich lasse den Zopf dennoch hier und esse selbst einen Zipfel davon, wenn Ihr mir eine Tasse Kaffee dazu gebt! Das tut Ihr doch, nicht wahr?" Sie setzte sich ohne Umstände zu Tische und fing an, das feine Brot zu schneiden. Wilhelm wußte nicht, was er daraus machen sollte, es war ihm zumute, wie wenn da ein gefährlicher Geist durch sein stilles Häuschen wehte, und die Frühlingssonne funkelte gar seltsam durch die klaren Fenster und über die schöne Bäuerin her. Doch fügte er sich, holte eine von des Tuchscherers Porzellantassen, welche dieser hier aufbewahrte, und teilte seinen Kaffee ehrlich mit dem Eindringling.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Ausstellung alter Berner Meister im Berner Kunstmuseum.

Das Berner Kunstmuseum bietet gegenwärtig in seiner Ausstellung alter Berner Meister die seltene und kostbare Gelegenheit, eine interessante Kunst- und Kulturepoche unseres Landes kennen zu lernen. Es ist dieselbe Zeit, die Sigmund Wagner in seinen „Novae Deliciae Urbis Bernae" so lebenswahr und temperamentvoll schildert.

In der Schweiz wie anderswo ist im 18. Jahrhundert das geistige Leben vollständig beherrscht von jener gesellschaftlichen Oberschicht, die auch die politische Macht in den Händen hatte. Das Patriziat war tonangebend in allen Fragen der Gesellschaft und der Lebenskultur. Das schweizerische, insbesondere das bernische Patriziat aber ließ sich in den Dingen des Geschmackes von Frankreich beraten. So haben wir einen Ausschnitt französischer Kunst und Kultur in bernisch-schweizerischer Ausprägung vor uns. Die jungen Patrizier begannen ihre militärische Laufbahn in einem Schweizerregiment und eigneten sich hier im Umgange mit den Vornehmen des Landes deren Lebensgewohnheiten und Lebensbedürfnisse an. Heimgekehrt richteten sie sich mit ihren Mitteln nach französischem Geschmack und französischer Sitte ein. Und wenn die einheimischen Architekten und Gewerbetreibenden und Künstler ihre Wünsche nicht befriedigen konnten, so waren es französische Architekten, die zu ihren Campagnen und Schlössern und öffentlichen Bauten die Pläne lieferten, und sie bezogen ihre Möbel und Stoffe aus Paris, und fremde fahrende Künstler schmückten ihre Salons mit antiken Götter- und Jagdszenen oder malten in fremder Manier die modisch aufgeputzten Ahnenherren und -frauen in den Patrizierhäusern. Wenn irgend ein einheimischer Künstler zur Geltung kommen wollte, so mußte er seine Lehrzeit in Paris machen. So sehen wir die Berner Meister, von deren Wesen und Schaffen hier die Rede sein soll, zum mindesten alle bedeutenden, nach Frankreichs Hauptstadt wandern, wo sie es gerade in die glanzvolle Epoche der Boucher, Greuze, Lancret, Watteau, Fragonard, La Tour usw. trafen, in das goldene Zeitalter des Stils und des Geschmackes. Gereift und gereinigt und imprägniert von französischem Geist kamen die Aberli, Sprüngli, Freudenberger, Dunker und Lory usw. von Paris nach Bern zurück und fanden hier für ihre Arbeiten in den besseren bürgerlichen Kreisen ein verständnisvolles Publikum und zahlungsfähige Käufer.

Dieser Zusammenhänge muß man bewußt sein, um die Art der schweizerischen, speziell der bernischen Kunst und ihre Entwicklung zu begreifen.

Am Eingang dieser Entwicklung stehen Aberli und Freudenberger. Beide holten sich das künstlerische Rüstzeug in Paris, ersterer in einem Studienaufenthalt von wenigen Monaten, letzterer während acht Jahren. Freudenberger ist von beiden der talentvollere. Sie treffen sich aber in Stoff und Manier, und ihre Art und Technik macht Schule. Aberli ist der Erfinder der Umrißradierung, die dann getuscht und koloriert wurde. Diese Technik ermöglichte die halb industriemäßige Herstellung von Landschaften, Veduten und Trachten-Genrebildchen. Es entstanden die Malschulen und Kupferstich-Ateliers, in denen solche Umrißstiche unter Anleitung und Aufsicht des Meisters von Kunstschülern eifrig und sorgfältig getuscht und bemalt wurden. Aberlis und Freudenbergers Ateliers in Bern waren wohl die berühmtesten ihrer Zeit, und die Blätter, die aus diesen Ateliers hervorgegangen, sind wegen ihrer Zeitechtheit und sorgfältigen künstlerischen Durcharbeitung noch heute hoch geschätzt.